

Fossile Pflanzen.

Das Aussterben von Arten spielt heutzutage, so bemerkenswert die einzelnen Fälle an sich sind, für die Veränderung der Pflanzenwelt unserer Erde keine Rolle mehr. Anders ist es mit dem Untergang ganzer Pflanzenwelten im Laufe von Zeiträumen der Erdgeschichte, die sich in Zahlen nicht angeben lassen. Was alles existierte und was für immer verschwunden ist, erfahren wir aus den paläontologischen Sammlungen der Museen. Alle diese wissenschaftlichen Schätze lagen begraben in den Tiefen der Erdrinde, von der wir annehmen, daß sie sich in unendlichen Zeiten aus Gesteinsschichten aufbaute, die sich aus dem die Erde anfangs bedeckenden Meere absetzten, zum Teil auch durch Senkung dahin gelangten. In diese Schichten oder Sedimente, die später vielfach von feuerfälligen Massen des Erdinneren durchbrochen wurden, sind tierische und pflanzliche Reste in Menge eingebettet worden, die uns von dem früheren Zustand der Lebenswelt Kunde geben. Aber nur aus Bruchstücken können wir uns ein Bild der Pflanzenwelt herstellen und eine Vorstellung machen, wie es mutmaßlich zu einer bestimmten Epoche auf der Erde aussah. Nirgends finden sich Pflanzen vollständig erhalten, sondern nur bunt durcheinander liegende Teile aller möglichen Formen. Mit großer Mühe und vielem Scharfsinn muß die Wissenschaft versuchen, Zusammengehöriges herauszufinden, und das gelingt nur in wenigen Fällen. Während es bei einer antiken Statue leicht ist, die abgebrochenen Glieder als einem Rumpfe zugehörig zu erkennen, fehlt bei den Pflanzenresten meist jeder Anhaltspunkt, ob diese oder jene Blätter und Früchte zu einem daneben liegenden Stamm gehören oder nicht. Gewißheit ist nur in günstigen Fällen zu erlangen gewesen, und die Gabe der Kombination ging ebensooft auf Irrwegen. Es kommt hinzu, daß nur widerstandsfähige Pflanzenteile bei der Einbettung in den groben Steinartophag Abdrücke liefern konnten. Weiche, zarte Teile waren überhaupt nicht erhaltungsfähig. Das scheinbar reichhaltige Material ist also sehr lückenhaft, und es gilt überdies zunächst nur für die Stelle, wo es gefunden wurde. Dieser Stellen sind aber noch viel zu wenig, um ein Bild der Erdvegetation zu entwerfen, ungeheure Gebiete der Erde konnten wegen ihrer geographischen Lage noch gar nicht paläontologisch untersucht werden.

Der Laie nennt die Fossilien „Versteinerungen“. Diese Bezeichnung ist aber nicht allgemein zulässig, denn Fossilien entstehen auf verschiedene Weise. Wenn man eine Sammlung fossiler Pflanzenreste durchwandert, fallen am meisten die oft so schönen Blattabdrücke, zumal die zierlichen Farne ins Auge. Es sind das aber keine Abdrücke wie die Fußspur des Wanderers im weichen Boden. Die Blattbilder gleichen mehr Abgüssen und kommen zustande durch Umhüllung der Pflanzenteile mit noch weicher Gesteinsmasse. Es ging das etwa so vor sich, daß Blätter und andere Pflanzenteile ins Wasser fielen, auf den schlammigen Grund der Gewässer sanken und hier durch neue Schlammabfälle vollständig eingebettet wurden. Sie mückten sich in der weichen Masse aufs genaueste abformen, und nach dem Festwerden der Gesteine beim Versinken oder Verdrängung des Wassers war ihre Form für immer erhalten. Die eingeschlossenen Pflanzenteile vergingen aber in den langen Zeiträumen vollständig oder unter Zurücklassung einer harten verkohlten Haut. Spaltet man nun ein solches Gestein, so fällt es in der Regel in Platten auseinander und man erhält zwei Abdrücke beider Seiten. A. V. eines einzelnen Blattes. Demnach sind die Blätter keineswegs versteinert, sondern nur abgeformt.

Andere Fossilien, z. B. versteinertes Holz, wovon es bei Cairo, in Arizona und auch in Deutschland Reste ganzer Wälder gibt, entstanden auf andere Weise. Sie wurden von mineralischen Lösungen, besonders von Kieselsäure durchtränkt, und die Mineralien setzten sich langsam in allen Geweben in fester Form ab. Größere Hohlräume wurden von der festgewordenen Gesteinsmasse ausgefüllt, aber auch die Porenräume der Zellwände so verklebt, daß das ganze Holzstück den Eindruck eines Gesteins macht. Verfertigt man dann sehr feine, durchsichtige Schiffe, so läßt sich unter dem Mikroskop der zellige Bau des Holzes so gut erkennen, wie an einem Holzstück aus einem lebenden Baum. Leicht kann man an fossilem Koniferenholz die geklöppelten Äste und damit ein solches Holz von jedem Laubholz unterscheiden. Allgemein bekannt ist es, daß ein anderer Teil pflanzlicher Fossilien vollständig verkohlt ist. Das ist die Steinkohle. Die Einzelheiten ihrer Entstehung aus untergegangenen Formwäldern kennt man noch immer nicht, um so besser das Ergebnis dieses Verkohlungsprozesses. Die Steinkohle enthält allerdings nur ganz undeutliche und spärliche Reste von Pflanzenstruktur, aber die Schiefersteine, welche die Kohlenflöze begleiten, zeigen in ihren wohl erhaltenen Abdrücken das Pflanzenmaterial, aus dem die Kohle entstand.

Eine weitere merkwürdige Art der Erhaltung einiger Fossilien ist ihr Einschluß in Bernstein. Da, wo jetzt die Ostsee brandet, war in der Tertiarzeit fester Boden, auf dem gemischter Wald aus Bernsteinlieferern mit Nadeln, Lebensbäumen (Thuja), immergrünen Eichen, Lorbeerbäumen, Erikaeern, Palmen, Farnen usw. stand. Das Harz der Bernsteinlieferer floß in ähnlich reichlicher

Weise aus den Stämmen auf den Boden wie heute bei den Kopalbäumen. Es umfloss Insekten und verschiedene kleinere Pflanzenteile des Waldes, erstarbte und erhielt alles bis auf unsere Tage. Das Meer hat diese Wälder wieder überflutet und zerstört, und die Ostsee wirkt nur bei Nordweststürmen den in den Meeresboden begrabenen Bernstein aus. Die Einschlässe selbst verwesten, gleich anderen, und von den in der anfangs flüssigen Masse umhüllten Tier- und Pflanzenformen blieb die genaue Hohlform erhalten. Diese Hohlformen rufen oft die Täuschung hervor, als liege der Gegenstand noch unverändert in der Harzmasse, allein wenn man den Bernstein durch Chloroform oder Benzol auflöst, bleibt kein Fossil, sondern höchstens ein zartes Häutchen als Rest des vergangenen Körpers zurück.

Es ist also unmöglich, daß die Paläontologie und eine vollständige ältere Flora aus der Erde heben kann. Trotzdem sind diese Kunde von allerhöchster Wichtigkeit. Sie lehren uns, daß die Pflanzen bis in die fernste geologische Zeit immer „Pflanzen“ wie die heutigen waren und nur in den Formen sich etwas geändert haben. Wir erkennen, daß die Pflanzenwelt sich schrittweise geändert hat; mit einfachen Formen begann sie und läßt ein Fortschreiten deutlich erkennen. Die letzten fossilen Formen, die des Tertärs, sind den heute Lebenden so ähnlich, daß der Zusammenhang auf der Hand liegt. Es ist also zweifellos, daß hier eine Entwicklungsreihe vorliegt, und da die heute nebeneinander bestehenden Pflanzenformen verschiedener Vollkommenheit eine ähnliche Reihe bilden, so ist der Schluß berechtigt, daß auch unsere Pflanzenwelt eine auseinander entstehende Entwicklungsreihe darstellt. Was wir bei dieser lebendigen Reihe vermischen: Uebergänge von einer Abteilung zur anderen, welche die Verwandtschaft deutlicher belegen könnten, vermischen wir auch in der fossilen Flora. Einige lehrreiche Kunde sind zwar gemacht worden, aber man ist weit davon entfernt, mit Hilfe der Einbildungskraft einen Stammbaum aufstellen zu können. Um so weniger kann man behaupten, die heute lebenden einfachsten Amöben seien die Abbilder der ersten pflanzlichen Lebewesen. Eine solche Annahme ist ganz willkürlich und, da sie weder zu beweisen noch zu widerlegen ist, unwissenschaftlich. Man hat wegen der Abhängigkeit alles Lebens von Chlorophyll gemeint, der erste Pflanzenorganismus müsse chlorophyllhaltig gewesen sein, da nur ein solcher unorganisches Nährmaterial benutzen kann. Nachdem man aber Chlorophyllfreie Bakterien kennen gelernt hat, die in ständiger Kohlenensäure zu verarbeiten und organische Stoffe zu bilden, ist diese Ansicht anfechtbar. Das Leben könnte auch mit chlorophyllfreien Lebewesen begonnen haben.

Aus: Anton Kerner von Marilaun, Pflanzenleben, 8 Bb. (Verlag des Bibliograph. Instituts, Leipzig).

Kleines Feuilleton.

Naturwissenschaftliche Literatur.

Von Kerner's „Pflanzenleben“ (Bibliographisches Institut, Leipzig), dessen dritte Auflage Prof. Dr. A. Hanen bearbeitet hat, liegt der dritte und letzte Band vor. Er behandelt die Abstammungslehre in ihrer Anwendung auf die Pflanzenwelt und die Pflanzengeographie. Gerade in diesen Dingen ist die Entwicklung der botanischen Wissenschaft inzwischen weit über Kerner's Zeit hinausgeschritten, so daß der neue Bearbeiter Gelegenheit fand, in umfangreicherer Weise neue Kapitel einzuschalten. Die kritische Würdigung der verschiedenen Abstammungs- und Entwicklungslehren von Linné bis auf die jüngste Zeit ist ausführlich und die Mendelschen Regeln der Bastardbildung sind eingehend geschildert. Nach einem Kapitel über die ausgestorbene Pflanzenwelt folgt der Hauptteil des Werkes, der die jetzt lebenden Floren der Erde behandelt. In seiner Art, nach der Auswahl des Inhalts und der Ausstattung mit vorzüglichem Bildermaterial, ist das Werk ohne ernsthaften Wettbewerb und der Preis von 14 Mk. für jeden der drei Bände wird keinen Naturfreund reuen, der ihn anzulegen vermag.

B. Landsberg's „Streifzüge durch Wald und Flur“ (Verlag v. G. Teubner, Leipzig, Preis gebunden 4,50 Mk.), sind nach dem Tode des Verfassers von Günthart und Schmidt in fünfter Auflage neu bearbeitet worden. Das Buch führt in zwölf Kapiteln durch alle Monate des Jahres. Dabei wird die Pflanzen- und Tierwelt der Boden und das Wasser beobachtet. Die Anlage ist diesmal so getroffen, daß das Buch nicht nur für die Hand des Lehrers, sondern auch zum Selbstunterricht bestimmt ist. Diefem Zweck kommen die zahlreichen, guten Abbildungen entgegen, die sich in mancher Hinsicht von den üblichen „Mittwees“ angenehm unterscheiden. Auch dieses Buch verdient die beste Empfehlung.

Der Stuttgarter Kriegsblinderbogen Nr. 7 behandelt „Kriegsgemüse“ von Dr. Lohs. (Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Preis 25 Pf.) In vielen kurzen Abschnitten sind eine Menge heimischer Gewächse aufgeführt, die sich als Gemüse, als Salat, Tee usw. verwenden lassen. Auf einem großen Bilderbogen sind die Pflanzen zum größten Teil kenntlich abgebildet. Wir möchten aber hier daran

erinnern, daß man auf künstlich gebildeten Wiesen u. dergl. keine für den menschlichen Genuß bestimmten Kräuter pflanzen soll, wenn man vor unliebsamen Einwirkungen auf Magen und Darm sicher sein will. L. L.

Echegarays „Michael Servet“.

Im Lessing-Museum las am 24. Mai Alfred Walter-Horst, ehemals am Schiller-Theater, ein Schauspiel des spanischen Dichters José Echegaray „Michael Servet“ vor, das Dr. Rudolf Berger in Berlin ins Deutsche übertragen hat. Der charaktervolle Landmann des Dichters, der als Arzt wie Religionsphilosoph gleich bahnbrechende Riquel Serveto — dies der eigentliche Name Servets — der in Genf als Held der Ueberzeugungstreue und Opfer des religiösen Fanatismus lebendig verbrannt wurde, eignet sich in der Tat zum Helden eines Dramas, und Echegaray hat es verstanden, ihn so in den Mittelpunkt einer ergreifenden Handlung zu stellen, daß die geistige Bedeutung und die feilische Höhe des Mannes hell in die Erscheinung tritt, ohne daß der Theologenstreit selbst einen breiteren Raum einnimmt. Nicht die doktrinaire Streitfrage, sondern der Geist, in dem sie behandelt wird und mit dem ihre Behandlung die Seelen erfüllt, wird im Drama veranschaulicht, und der Kampf, der das tragische Ende herbeiführt, spielt sich zwischen einem fanatischen Parteigänger Calvins und einem leidenschaftlichen Verehrer Servets ab. In der Ausmalung dieses Kampfes läßt Echegaray seiner Neigung für das Graufige freien Spielraum, und hier liegen auch die schwächeren Seiten des Dichterswerkes, das im übrigen durchs dem Geist der wahren Tragödie entsprechend die äußeren Schicksale aus dem inneren Seelenleben sich entspalten läßt. Die gedankreiche Sprache des Dichters ist vom Uebersetzer in ein sehr flüssiges und viele schöne Wendungen darbietendes Deutsch übertragen. Es erinnert oft an unseren Schiller, dessen Geist überhaupt stark aus dem Drama zu uns spricht. Von Walter-Horst wirkungsvoll vorgelesen löste dieses am Schluß stürmischen Beifall der Hörer aus. Ed. B.

Ein praktisches Schlafmittel.

Oberstabsarzt Dr. Kahle stellt folgende Erfahrungen zur Verfügung:

In unserer Zeit klagt mancher über ungenügenden, nicht hinreichend tiefen Schlaf, die Kriegszeit hat dies nicht besser gemacht. Die Ursachen sind verschiedene. Mancher kann nur in dunklen Winter Nächten recht tief und lange genug schlafen, während es mit der Länge der Tage schlechter wird, am schlechtesten in der Sommerzeit, wo man den Schlaf am nötigsten gebraucht.

In Schlafräumen, die sich völlig verdunkeln lassen, gelingt diesen Schlaf-Schwachen das „Durchschlafen“ auch im hellen Sommer gut. Unlere Sanddöckerung liebt daher auch, so lange sie vorhanden waren, die zumeist abgelommenen, sonst nicht zu rühmenden Bettstühle, auch „Alfoben“ genannt, die sich ganz dicht abschließen lassen.

Kann man sich nicht jeder, am wenigsten unsere Kameraden hier im Felde, die Annehmlichkeit einer „Dunkelkammer“ leisten. Es kann daher nur eine möglichst einfache, andere Abhilfe in Frage kommen. Ich empfehle nun, daß sich jeder, der sich nicht über Ueberfluß an Schlaf belagern kann, sei er Soldat, Arbeiter, Gelehrter, oder etwas anderes, eine einfache möglichst dunkle Binde, die aus Baumwolle, Leinen oder auch Seide besteht, besorgt oder selbst hergestelt. Diese Binde muß 7—8 Zentimeter breit und der Stoff leicht sein, und nicht sitzen. Man legt diese Binde 1—2 mal über die Augen, um den Kopf herum, knetet sie entweder zu oder schnallt die Enden zusammen, damit sie genügend festliegt.

Die Sache ist sehr einfach, läßt sich sofort herstellen und kostet sozuzunehmen nichts. Ich selber habe sie, die einem so selbstverständlich klingt, daß eigentlich viele auf den Gedanken kommen müßten, erprobt und bin mit ihrer Wirkung sehr zufrieden. Wenn ich in den Frühen, aber schon sehr hellen Morgenstunden, ferner bei Mondschein, ja wenn es sein soll, auch bei Tage genau so fest schlafe wie gegen Mitternacht bei Reumond, dann kann ich mit dieser Wirkung so zufrieden sein, daß ich das einfache Mittel nur weiter empfehlen kann.

Notizen.

Der stärkste Baum Deutschlands. In dem sonst wenig bekannten Dörfchen Schimsheim in Rheinhesien steht eine uralte Platanenallee, die als der härteste Baum in ganz Deutschland angesehen werden kann. Ihr Alter wird auf 900 bis 1000 Jahre geschätzt. Der Baum hat über 30 Meter Höhe und einen Umfang von mehr als 20 Metern. Er ist vor fast 40 Jahren hoch gebrannt und hat in seinem Stammstamm so viel Raum, daß bei einer Festschleife eine Musikkapelle darin spielen konnte. Das Witterdach hat einen solchen Umfang und dabei eine derartige Dichtigkeit, daß bei Regen bequem 600 Personen Schutz darunter finden. Trotz der dünnen Rinde des ausgebrannten Stammes trieb der Baum noch in den letzten Jahren neue Äste und Zweige. Immerhin fürchtete man, er könne eingehen; deshalb wurde der Stamm mit Sand gefüllt, wozu nicht weniger als 32 Kubikmeter erforderlich waren.

Erzählungen eines alten Tambours.

28] Von Edmund Hoefler.

„Der Mann rüttelte an der Tür, daß ich dachte, sie würde wie Pappe zerbrechen, und wie wahnsinnig fing er an zu schreien: Na, Anaisie, also du bist's? Aber warte, dir will ich das Stück anstreichen!“ Und somit fing er an zu rufen: „Diebe! Diebe!“ bis sich schier die ganze Straße um ihn verarmelt hatte. Da ging das Fenster wieder auf und es rief drohend: Nehmt den Tollhäusler fest, Nachbarn; ihr seht, er hält sich für mich, und ich bin doch daheim und will schlafen. Wozu haben wir denn Nachtwächter, wenn ein friedlicher Bürger nicht mehr ruhig im Bett liegen kann. Aber ich merk' die Hlaufen. Meine Frau hat recht mit dem Leutnant. Bringt ihn auf die Wache!“

„Dazwischen sarrte nun der Meister und tobte, einige fluchten, andere schrien, noch andere lachten, dieser und der sah dem armen Teufel auch wohl ins Gesicht, ob er denn auch gewiß und wahrhaftig der Richtige sei. Der eine hatte einen Schlüssel geholt, um die Tür zu öffnen, andere liefen mit Hebeln herbei, um sie einzustößen; die Nachtwächter, da sie vernahmen, es möchten Offiziere im Spiel sein, machten sich weislich davon; eine Patrouille, die herbeikam, verzog sich auch wieder. Der Teufel hatte an dem Tag auch gerade die Kuraffere auf der Wache. Kurz, es war ein Nordspektakel. Es war doch, weiß Gott, bei all der Menschheit umher eine Kleinigkeit, ins Haus zu kommen; allein der Meister selbst war in seiner Blut seines Kopfes nicht mächtig; andere hielten ihren Rat zurück, die übrigen — na, viele Köpfe verderben den Drei.“

„Endlich hatten sie sich jedoch resoldiert, die Sache ernstlich in die Hand zu nehmen, drangen gegen das Haus vor und fuhren schimpfend und sprudelnd zurück, da sie von oben einen Eimer Wasser über die Köpfe bekamen. War der Lärm nicht groß gewesen, so ward er's jetzt, denn nun zeterete jeder über solche Abscheulichkeit, einen so ruhigen Bürger, guter Leute Kind, aus seinem Hause, von seiner Familie, seinem Eigentum abzuschließen, und wer bisher nur gelacht, ward allgemach auch wild und erging sich in Flüchen und

Schmähungen; allein vom Hause hielten sie sich in manierlicher Entfernung. Da ging das Fenster oben zum drittenmal auf und in das plötzlich entstehende Schweigen hinein redete die nun schon bekannte Stimme: Wenn ihr denn alle toll sein wollt mit dem Tollen, so mag euch der Teufel holen. Sophie! — so hieß die Magd im Hause — Sophie, geh hinten durchs Hofstor, lauf nach der Wache und bitte den Herrn Leutnant um Hilfe. Gib ihm aber keinen Kuß, er muß es umsonst tun. Hörst du?“

„Unter brüllendem, von allen Seiten losbrechendem Gelächter schlug er das Fenster zu und das Haus war wieder still und dunkel. Der Meister aber machte sich plötzlich von all den Redenden, Schwägenden und Ratenden los und sprach: Bohlan, lauft und besetzt das Hofstor, und dann vordwärts. Scheltet mich einen Hund, wenn ich ihn nicht toschläge wie ein Stück Vieh. Wenn ich auch draußgehe, so will ich ihnen doch ein Exempel geben, das sie ihr Lebtag nicht vergessen.“ Und damit hob er einen Hebelbaum auf, ging gegen das Haus und donnerte gegen die Tür, daß sie in ihren Angeln krachte. Indem brach sich eine neue Patrouille Bahn durch die Menschenhaufen. Der Unteroffizier fragte, was der Lärm bedeuete, was Los sei? Nicht, wozu wir euch brauchen können, entgegnete der Meister rauh, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen. Seht ihr nur zurück und sagt, jetzt hätten wir Bürger uns selbst daran gemacht und würden schon die Ordnung herstellen.“ Der Unteroffizier war ein vernünftiger Mann, sah, daß der Teufel los und die Sache außer allem Spaß sei, meinte jedoch, er könne nicht fort, da er kommandiert sei, werde sich jetzt aber nicht anders einmischen, als um Unfug zu verhüten. „Schon gut“, versetzte der Meister kalt, so bleibt. Wenn wir finden, was wir suchen, werden wir mit euch auch fertig werden.“

„Und indem brach die Tür, er schritt ins Haus, ihm nach quoll der Schwarm. Ich war inzwischen von meiner Dachammer heruntergekommen und drängte mich nun mit dem Unteroffizier ins Haus, um doch Wort und Totschlag zu verhüten. Allein die Sorge hätten wir uns sparen können, da nirgends eine Menschenseele zu finden war. Sie waren weg; ob's ein Spuk gewesen, wie einige meinten, oder ob der Teufel ihnen davongeholfen, oder ob sie über Nachbars-

höfe und Gärten echappiert, das hat nie einer erfahren. Die Weibskente, die man auch vermischte, fanden sich endlich schreiend und scheltend im Keller. Sie erzählten, daß sie spät am Abend von einigen verummten Kerlen überfallen und in ihr Gefängnis gesperrt worden, wo sie in Todesangst den Lärm gehört, und so viel sie vermocht, geschrien hätten, um sich bemerklich zu machen. Allein nach meiner Ansicht war ihnen, mit Ausnahme der Frau, von Angst nicht viel anzumerken. Der Meister ließ sich auch nichts weismachen; schweigend hörte er den Bericht mit an, finstern und befehlerrich deutete er dann mit der Hand nach oben; gesprochen hatt' er seit seinem Einbruch ins Haus nicht mehr.

„Da wir uns jetzt alle hinausmachten, fanden wir bei der Patrouille draußen einige Offiziere, die sich nach der Ursache des Lärms erkundigten. Vornean unter ihnen war der Herr von Wildenstein, der sich bei der Erzählung halb krank lachen wollte. „Ja, ja“, sagte er, hätte das Meisterlein mich ins Haus genommen, so mücht' ihm das nicht passiert sein; ich hätt' ihm seine Festung beschützt.“ Als der Gelbgießer ihn erblickte und diese Worte vernahm, starrte er ihn an, als schäue er das Gespenst seines Todes und vor sich, so gefährlich und so erschrocken. Dann aber wandt er sich ab, nickte den Nachbarn zu und kehrte ins Haus zurück. Die Offiziere lachten und gingen. Wir aber wollten das alles gar nicht amüßlich erscheinen. „Ja, hätt' er nur gesprochen, getobt, geschimpft — vor Worten läuft nur ein Kind davon — allein so still wie er war, so, ich möchte sagen, zusammengepackt — da möchte es auch einem tüchtigen Kerl nachdentlich zu Mut werden.“

Der Tambour schwieg und füllte seine Pfeife aus neue. Indem schlugen die Uhren die erste Stunde an, die Ablösungen kamen und gingen, die Patrouillen brachten die Nachricht, daß alles ruhig und nichts mehr zu fürchten sei. Die Hälfte der Mannschaft ward daher in ihre Quartiere entlassen, die Offiziere machten sich auch nach Haus. Der Freiwillige aber, der Feldwebel und einige andere blieben um den Alten sitzen und forderten ihn auf, jetzt, da wieder Ruhe sei, weiter zu erzählen. Er trank von dem ihm vorgelegten Bier und fuhr fort:

(Fort. folgt.)

